



Joanna Trollope

Die andere Familie

Weltbild

Ausgerechnet der Flügel! Das große alte Instrument hatte zu ihrem Dad gehört wie nichts anderes, und jetzt müssen Tamsin, Dilly und Amy mitansehen, wie er ihnen einfach weggenommen wird. Die andere Familie ihres Vaters soll ihn erben, eine Familie, von der die drei bis zu seinem plötzlichen Tod nichts geahnt hatten. Was für ein Schock! Nur Amy, die jüngste, wird auf einmal neugierig: Wer ist ihr rätselhafter Halbbruder...?

Joanna Trollope

Die andere Familie

Roman

Aus dem Englischen von Angelika Kaps

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel *The other Family*.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Berlin Verlag in der Piper Verlag
GmbH, Berlin

Übersetzung: Angelika Kaps

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-950-3

Kapitel 1

Im Nachhinein wunderte sie sich, dass keine von ihnen im Krankenhaus zusammengebrochen war. Selbst Dilly, die sonst wegen jeder Kleinigkeit in Tränen ausbrach, hatte keinen Ton von sich gegeben. Chrissie vermutete, der Schock hatte sie alle gelähmt, die seelische Erschütterung hatte jegliche natürliche Reaktionen außer Kraft gesetzt. Und diese seelische Erschütterung hatte sie bereits erfasst, noch bevor der Arzt überhaupt den Mund aufmachte. Sie konnte es an seinem Blick sehen. Sie alle vier wussten, dass er sagen würde: »Es tut mir so leid, aber ...« Und dann sagte er es. Er sagte es von Anfang bis Ende, und sie starrten ihn an. Chrissie und die drei Mädchen. Und niemand gab auch nur einen Mucks von sich.

Chrissie wusste nicht mehr, wie sie die Mädchen nachhause gebracht hatte. Obwohl Tamsin und Dilly beide einen Führerschein hatten, war es ihr nicht in den Sinn gekommen, einer von ihnen den Wagenschlüssel auszuhändigen. Stattdessen hatte sie sich wortlos hinters Steuer gesetzt und Tamsin – ausnahmsweise mal widerspruchslos – auf den Beifahrersitz. Die beiden Jüngeren waren hinten eingestiegen und hatten sogar ohne Ermahnung die Sitzgurte angelegt. Undenkbar normalerweise. Und Chrissie, aufrecht hinter dem Steuer, als wolle sie Haltung demonstrieren, war mit ihnen hinauf nach Highgate Hill gefahren und auf der anderen Seite wieder ein Stück hinunter zu dem Haus, in dem sie seit Amys Geburt vor siebzehn Jahren lebten.

Natürlich gab es keinen Parkplatz direkt vorm Haus. Den gab es nur selten am Abend, wenn die Leute von der Arbeit nachhause gekommen waren.

Chrissie sagte: »Ach, verflixt!«, auf eine äußerst kontrollierte, damenhafte Weise, und Dilly sagte vom Rücksitz her: »Da drüben ist ein Parkplatz vor dem Haus der Nelsons«, und dann sprach niemand mehr, während Chrissie den Wagen unbeholfen einparkte, denn sie dachten alle daran, wie er sich verhalten hätte, wenn er jetzt hier gewesen wäre, wie er gesagt hätte: »Wer so hübsch ist, muss nicht auch noch einparken können. Gib mir die Schlüssel.« Und Chrissie hätte – nun, möglicherweise – gelacht und ihm, wie zum Beweis seiner Behauptung,

ungeschickt die Schlüssel zugeworfen, und er hätte den Wagen sauber und im Handumdrehen in eine unmögliche Lücke bugsiiert und sich diebisch gefreut, wenn sie dann alle im Chor »Angeber« riefen. »Ich verdiene mein Geld mit Angeberei«, hätte er gesagt. »Das dürft ihr nicht vergessen.«

Sie stiegen aus dem Wagen und liefen über die Straße zu ihrem Haus. Es brannte kein Licht. Es war noch Tag gewesen, als sie weggegangen waren, und ohnehin waren alle in Panik gewesen wegen seines aschfahlen Gesichts und seiner offensichtlichen Schmerzen und wegen des Rettungswagens, so dass keiner an ihre Rückkehr, an die Umstände ihrer Rückkehr gedacht hatte. Ganz sicher hatte niemand gewagt, an eine solche Rückkehr zu denken.

Chrissie schloss die Haustür auf, während die Mädchen zusammengedrängt hinter ihr auf der Veranda warteten, als hätten sie nur den einen verzweifelten Wunsch, hinein in die Wärme zu gelangen. Chrissie dachte abwesend, dass sie das Laub von der Veranda hätte fegen sollen, die im Übrigen schon seit Jahren dringend hätte gestrichen werden müssen, und dass Richie immer von seiner Großmutter in North Shields, Tyneside, erzählt hatte, die täglich – außer sonntags – auf Händen und Knien die Vordertreppe geschrubbt hatte. Täglich. Mit einer Bürste und einem Zinkeimer.

Chrissie zog den Schlüssel aus der Tür und ließ ihn dabei fallen. Tamsin langte über den gebückten Rücken ihrer Mutter, um das Dielenlicht anzuknipsen. Sie drängten sich an ihr vorbei in die Küche, und Chrissie richtete sich mit dem Schlüssel in der Hand auf und versuchte, ihn von innen ins Schloss zu stecken, zitterte aber so heftig, dass sie beide Hände zu Hilfe nehmen musste.

Dann ging sie schnurstracks den Flur entlang, ohne ins Wohnzimmer zu sehen und ganz bestimmt nicht in sein Musikzimmer mit dem Flügel und dem durchgesehenen Klavierhocker und den gerahmten Fotografien und der Musikanlage und den unzähligen CD-Ständern und den Urkunden und Preisen und Stapeln zerfledderter Notenblätter, die er niemals weggeworfen hatte. Sie blieb erst in der Küchentür stehen. Alle Lichter waren an und auch das Radio, KISS FM oder irgendein ähnlicher Sender, der Wasserkocher brodelte, und die

Mädchen saßen jede für sich am Tisch und weinten nun bitterlich.

Später in der Nacht kroch Chrissie mit einer Wärmflasche und einer Packung Nurofen Extra ins Bett. Sie hatte seit Jahren keine Wärmflasche mehr benutzt. Es gab eine Heizdecke auf ihrer Seite des großen Bettes – Richie, der aus dem Norden stammte, hatte Heizdecken verachtet –, aber in dieser Nacht brauchte sie im Bett etwas zum Festhalten, etwas Warmes und Greifbares, und so hatte sie im Schrank herumgekramt und eine Wärmflasche entdeckt, die Dilly mal geschenkt bekommen hatte, blauer Gummi in einer Hülle aus Nylonfell. Sie sollte einen Dalmatiner darstellen, und der Stöpsel war mit einem gefleckten, grotesk wirkenden Plüschkopf überzogen.

Eins der Mädchen hatte ihr einen Tee ans Bett gestellt. Und ein großes Glas mit einer Flüssigkeit, die sich als Whisky entpuppte. Sie trank niemals Whisky. Richie hatte Whisky gemocht, aber sie trank lieber Wodka. Oder Champagner. Richie hätte ihnen heute Abend Champagner zu trinken gegeben; er sagte immer, Champagner sei Trauermedizin, Schlechte-Laune-Medizin, Enttäuschungsmedizin. Aber sie brachten es nicht fertig. Es lag eine Flasche im Kühlschrank – es lag fast immer eine Flasche in Kühlschrank –, und sie holten sie auch heraus, betrachteten sie und legten sie dann doch wieder zurück. Sie tranken Tee und noch mehr Tee, und Amy aß irgendwelches Müsli, und Tamsin stand auf, um mit ihrem Freund zu telefonieren, und sie hörten sie immer wieder dasselbe sagen, und Dilly versuchte, getrocknete Blaubeeren aus Amys Müsli zu picken, und Amy gab ihr einen Klaps, und dann klappte Chrissie schließlich zusammen und versetzte ihnen abermals einen Schock.

Dieser Schock, zusätzlich zu dem vorangegangenen, war wahrscheinlich für den Whisky und für ihr aufgedecktes Bett und die brennende Nachttischlampe und das beleuchtete Badezimmer mit dem zurechtgelegten Handtuch auf dem Hocker verantwortlich. Aber es hing noch immer ein zweites Handtuch über der Sprossenheizung, dieses übergroße Tuch, das er so gemocht hatte, und es lagen noch immer sechs Kissen auf dem Bett, seine Lesebrille auf dem Stapel Bücher, die er nie mehr zu Ende lesen würde, und da standen seine Hausschuhe

und ein halb ausgetrunkenes Glas Wasser. Chrissie betrachtete das Glas mit Entsetzen. Sein Mund hatte noch vergangene Nacht dieses Glas berührt. Erst letzte Nacht. Und sie würde sich daneben hinlegen müssen, denn nichts auf der Welt könnte sie dazu bewegen, dieses Glas anzufassen oder es von jemand anderem anfassen zu lassen.

»Mum?«, sagte Amy von der Tür her.

Chrissie drehte sich um. Amy war noch immer angezogen, in Minikleid und Jeans und Ballerinas, die so weit ausgeschnitten waren, dass sie nur wie ein schmaler schwarzer Rahmen um ihre nackten Füße wirkten. Chrissie sagte mit einer Geste zum Bett und dem Whisky:

»Danke.«

»Schon okay«, sagte Amy.

Sie hatte ihre Haare mit einem roten Plastikclip festgesteckt, einzelne Strähnen hingen unordentlich um ihr Gesicht herum. Sie sah schrecklich aus. Chrissie streckte die Arme aus.

»Komm her.«

Amy kam und stand unbeholfen in Chrissies Umarmung. Es war nicht die richtige Umarmung, das wusste Chrissie, sie war nicht entspannt genug, nicht tröstend genug. Richie war immer ein guter Tröster gewesen, und seinen liebevollen Umarmungen hatten sich widerspenstige Teenagerkörper bereitwillig ergeben.

»Entschuldige«, flüsterte Chrissie in Amys Haar.

Amy seufzte.

»Was denn?«, sagte sie. »Du hast ihn nicht umgebracht. Er ist einfach gestorben.«

Dass ich hier bin, wollte Chrissie sagen, dass ich hier bin und er nicht.

»Wir müssen das durchstehen«, erwiderte sie stattdessen. »Stunde für Stunde. Wir müssen das irgendwie schaffen.«

Amy rückte ein bisschen ab. »Ich weiß.«

Chrissie schaute zu dem Nurofen. »Möchtest du eine Tablette? Damit du besser schläfst?«

Amy verzog das Gesicht. Sie schüttelte den Kopf.

Chrissie fragte: »Was machen die beiden anderen?«

»Dilly hat ihre Tür zugemacht. Tam redet mit Robbie.«

»Immer noch?«

»Immer noch«, sagte Amy. Sie sah sich im Schlafzimmer um. Ihr Blick strich flüchtig über die Hausschuhe und die Kissen auf dem Bett hinweg.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Ich auch nicht«, sagte Chrissie.

Amy fing wieder an zu weinen. Chrissie legte die Arme fester um ihre Schultern und drückte Amys Kopf an sich. »Ich weiß, Baby ...«

»Ich halte das nicht aus.«

»Möchtest du bei mir schlafen?«, fragte Chrissie.

Amy schaute auf die überzähligen Kissen. Sie schüttelte schniefend den Kopf. »Das könnte ich nicht. Tut mir leid.«

»Das muss dir nicht leidtun. War nur ein Vorschlag. Wir werden alle nicht schlafen können, egal wo.«

»Wenn ich das nächste Mal aufwache«, sagte Amy, »wird es einen Moment dauern, bis mir alles wieder einfällt, oder?«

Chrissie nickte. Amy machte sich los und ging zur Tür. Im Türrahmen blieb sie stehen, nahm den roten Clip aus dem Haar und ließ ihn ein paarmal auf- und zuschnappen. Ohne sich umzudrehen und ihre Mutter anzusehen, sagte sie: »Wenigstens haben wir noch immer seinen Namen. Wenigstens sind wir noch immer Rossiters.« Sie stieß einen tiefen, zittrigen Seufzer aus. »Ich spiele noch ein bisschen Flöte.«

»Ja«, erwiderte Chrissie. »Ja. Tu das.«

Amy warf einen flüchtigen Blick zu ihrer Mutter. »Dad hat mein Flötenspiel gemocht«, sagte sie.

Dann schlich sie langsam in ihren kleinen Schuhen über den Flur, und Chrissie hörte sie müde die Treppe hinauf in den zweiten Stock gehen, den Richie und sie so umgebaut hatten, dass Dilly und Amy dort oben jede ein eigenes Zimmer hatten.

Und dann schlief sie. Sie hatte geglaubt, dass sie es weder könnte noch sollte, aber sie fiel in einen schweren, kurzen Schlaf und wachte zwei Stunden später auf, um sofort von einer so tiefen Trauer umfungen zu werden, dass es ihr ebenso unmöglich wie sinnlos erschien, aus diesem Abgrund wieder hervorzuklettern. Sie wusste nicht, wie lange sie dort unten gekämpft hatte, aber irgendwann ließ sie von der Dalmatiner-Wärmflasche ab und umklammerte stattdessen eins von Richies Kissen,

das nach dem Zeug roch, mit dem er seine grauen Haarsträhnen behandelte, und dann merkte sie, dass sie das Kissen beinahe zerquetschte, und sie stöhnte. Über den Vorhangstangen zeichneten sich bereits schmale Streifen Tageslicht ab, und ein Vogel stimmte in der Platane draußen vor dem Fenster sein Lied an. Sie drehte sich um und machte das Licht an. Es war sechs Uhr dreizehn. Sie hatte erst sechs Stunden und dreizehn Minuten des ersten Tages dieses neuen Lebensabschnittes hinter sich, den sie immer gefürchtet und sich nie vorzustellen gewagt hatte.

»Ich werde eine hoffnungslose Witwe abgeben«, hatte sie oft zu Richie gesagt, und falls er darauf einging, erwiderte er dann: »Nun, ich werde dir keine Gelegenheit geben, das herauszufinden«, und sang ihr etwas vor, ein oder zwei Zeilen aus einer Ballade von Tony Bennett oder Jack Jones, und lenkte damit vom Thema ab. Das war so eine Eigenart von ihm, eine Situation durch Singen zu entschärfen. Früher fand sie das wundervoll. In den letzten Jahren hatte es sie jedoch immer mehr betrübt, dass es ihm anscheinend leichter fiel, ein Lied zu singen, als eine feste Bindung einzugehen. O Gott, dachte sie jetzt. Wenn er sie doch nur geheiratet hätte!

Sie zog die linke Hand unter der Bettdecke hervor und betrachtete sie. Es war eine gepflegte, hübsche Hand, wie sie einer gepflegten, hübschen Frau anstand. Sie trug einen Ring aus Weißgold, ein schmales, schlichtes Band und einen Brillantring, halb ausgefasst. Der schlichte Ring war älter mit deutlichen Spuren, da er schon seit Tamsins Geburt an ihrem Finger steckte. Sie erinnerte sich noch genau daran, denn sie hatte ihn selbst gekauft und sich an den Finger gesteckt, bevor sie ins Krankenhaus ging. Die Brillanten dagegen waren neu. Sie waren recht groß, möglicherweise größer, als sie gewesen wären, wenn sie aus den fernen Minen Südafrikas stammen würden. Stattdessen waren sie in einer kleinen Fabrik nahe Antwerpen mittels eines genialen Verfahrens hergestellt worden, das innerhalb von nur drei Wochen schaffte, wofür die Natur tausende von Jahren brauchte. Das nenne man Industriediamanten, erklärte Chrissie Richie. Er betrachtete ihre Hand und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Klavier zu, spielte ein paar Takte Gershwin und sagte dann: »Trag sie nur, meine Süße. Wenn

sie dich glücklich machen.«

»Du weißt, was mich glücklich machen würde.«

Richie spielte weiter.

Sie sagte: »Ich muss wegen der Mädchen Mrs Rossiter sein. Und für die Schule muss ich Mrs Rossiter sein. Ich muss einen Ehering tragen und Mrs Rossiter sein.«

»Okay«, sagte Richie sanft. Er setzte zu einem aufsteigenden Akkord an. »Natürlich musst du das.«

»Richie ...«

»Trag die Diamanten«, sagte Richie. »Trag sie. Lass mich dafür bezahlen.«

Aber sie ließ ihn nicht. Sie redete sich ein, dass sich eine unabhängige Frau die Insignien ihrer Ehrbarkeit, derer es selbst an den Schultern im liberal gesinnten Nordlondon bedurfte, selbst kaufen sollte. Ein paar Wochen lang registrierte sie die Blicke, die auf ihre ansehnlichen Brillanten geworfen wurden – und die offensichtlichen Schlussfolgerungen, die daraus gezogen wurden –, mit Befriedigung, wenn nicht gar mit einem Anflug von Triumph. Als Tamsin, der nie ein Detail am äußeren Erscheinungsbild von jemandem entging, sagte: »O mein Gott, Mum, hat Dad dir den geschenkt?«, brachte sie ein kleines, unsicheres Lächeln zustande, das so etwas wie kokette Selbstzufriedenheit suggerieren mochte. Doch insgeheim siegte das Herz über den Verstand, und sämtliche Unabhängigkeits- und Triumphanflüge wurden von der unerfüllten Sehnsucht verdrängt, endlich wirklich Mrs Rossiter zu werden, statt ewig nur die Fantasie davon mit bedeutungslosen Symbolen zu verzieren.

Im Grunde ging es ihr nicht um Status. Sie war immerhin Richies Managerin, sie verwaltete und überwachte seinen Terminkalender, seine Finanzen, sein Wohlergehen. In beruflicher Hinsicht besaß sie, Christine Kelsey, jede Menge Status als die Frau – seinerzeit das Mädchen –, die Richie Rossiter davon überzeugt hatte, dass auf ihn ein größeres, jüngeres Publikum außerhalb des englischen Nordens wartete, auf den sich seine Auftritte bis dahin beschränkt hatten. Richie telefonierte nur zum persönlichen Vergnügen und überließ ihr alles Geschäftliche und Organisatorische. Nein, es ging im Grunde nicht um Status, nein,

wirklich nicht.

Es war dieses ururalt, drängende Bedürfnis nach Bindung, für das es keinen befriedigenden Ersatz gibt. In den dreiundzwanzig Jahren ihres Zusammenlebens gelang es Chrissie nicht, Richie auch nur einen Millimeter dahin zu bewegen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen und sie zu heiraten. Er war nicht katholisch, unterhielt keinerlei Kontakt zu seiner Frau und auch nicht zu seinem Sohn aus jener Ehe. Er hatte die beiden wegen einer anderen Frau verlassen, mit der er offensichtlich glücklich in London zusammenlebte. Mit ihr und den drei gemeinsamen Töchtern, in die er absolut vernarrt war, aber er machte nicht die geringsten Anstalten, seine Position als Familienoberhaupt auch gesetzlich von seiner ersten auf die zweite Familie zu übertragen.

Jahrelang sagte er, er müsse einfach noch darüber nachdenken. Er komme aus einer Gegend und einem Milieu, in dem traditionelle Verhaltensregeln für die Menschen ebenso lebenswichtig waren wie ihr Herzschlag, weshalb er etwas Zeit brauche. Zunächst hatte Chrissie dafür Verständnis, und im Verlauf der Beziehung versuchte sie zumindest, es auch weiterhin aufzubringen. Aber in ebendem Maße, wie Chrissies Verlangen wuchs und ihr Drängen stärker wurde, schrumpften seine Bemühungen – falls sie jemals wirklich echt gewesen waren – zu etwas nicht mehr Wahrnehmbarem. Je mehr sie fragte – mit einer Stimme, deren beherrschter Tonfall Bände sprach –, umso eifriger spielte er Gershwin. Wenn sie nicht nachließ, wechselte er zu Rachmaninow und spielte mit geschlossenen Augen. Am Ende – jetzt sah es wie das Ende aus – ging sie los und kaufte sich ihre Industriediamanten und ließ ihn damit gewissermaßen vom Haken, indem sie – gute alte Chrissie – wie immer eine praktische Lösung fand, um mit seiner Verweigerung zu leben. Das wurde ihr nun klar, als sie ihre linke Hand in der ersten Morgendämmerung ihres neuen Witwendaseins betrachtete.

Sie ließ die Hand auf die weiche Bettdecke fallen. Die Mädchen hießen alle Rossiter. Tamsin Rossiter, Delia Rossiter, Amy Rossiter. So waren alle drei bei ihrer Geburt mit Chrissies Zustimmung, ja mit ihrem entschiedenen Zutun, amtlich eingetragen worden.

»Es ist sinnvoll, dass sie deinen Namen tragen«, hatte sie gesagt.

»Schließlich bist du der Berühmte. Du bist derjenige, mit dem die Leute sie in Verbindung bringen werden.«

Sie hatte dreimal darauf gewartet, dass er sagen würde: »Nun, sie sind unsere Kinder, Liebes, also finde ich, du solltest ebenfalls dem Rossiter-Clan beitreten, was meinst du?« Aber er hatte es nie gesagt.

Mit größter Selbstverständlichkeit erkannte er die Mädchen als seine Töchter an, und an seinem Stolz auf sie, an seiner väterlichen Freude gab es nichts auszusetzen. Die Freunde aus dem Norden, die Richies Umzug nach London und zu Chrissie akzeptiert hatten, äußerten sich verwundert darüber, wie unbekümmert er in nur fünf Jahren eine neue Familie mit drei Kindern gegründet hatte. Und das Glas in der Hand und den Arm ausgelassen um Chrissies Schultern gelegt, sagten sie laut, dass er mit dieser unlegalisierten Beziehung die hehren männlichen Grundsätze und Traditionen seiner nordenglischen Heimat verrate. Aber keiner von ihnen, egal ob sie heimlich Chrissies Beine und Brüste anstarrten oder offen ihre Kochkünste und ihre Fähigkeit, Richie zu managen, bewunderten, drängte ihn jemals dazu, sie zu heiraten. Vielleicht, überlegte Chrissie jetzt, als sie hoch zur Decke starrte, über der Dilly in ihrem Zimmer hoffentlich noch schlief, vielleicht dachten sie, er hätte es bereits getan.

Auf jeden Fall glaubten die Mädchen es. Oder anders ausgedrückt, die Mädchen hatten keinen Grund, es nicht zu glauben. Sie waren alle Rossiters, Chrissie unterschrieb bei allen familiären Angelegenheiten mit Rossiter, und sie wussten, dass sie die Managerin ihres Vaters war und dabei ihren Mädchennamen Kelsey benutzte. Es wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, dass ihre Eltern nicht verheiratet waren, weil dieses Thema nie aufgekommen war. Die Auseinandersetzungen zwischen Richie und Chrissie gingen immer darum, dass ihr Vater weniger arbeiten und mehr einfach zum Vergnügen spielen und singen wollte, während ihre Mutter als versierte Geschäftsfrau verhindern wollte, dass er den Anschluss verlor. Chrissie wusste, dass die Mädchen sich tendenziell auf die Seite ihres Vaters schlugen. Das war keine Überraschung – er hatte seit Jahrzehnten davon profitiert, das weibliche Publikum auf seine Seite ziehen zu können. Aber vielleicht war es den Mädchen unter anderem auch deshalb so schwergefallen, von zuhause

wegzugehen. Tamsin und Dilly hatten es beide versucht und waren wieder zurückgekehrt und hatten sich instinktiv ihrem Vater zugewandt, der ihnen prompt versicherte, wie überaus willkommen sie zuhause waren.

Chrissie schluckte. Sie stellte sich vor, wie Dilly über der Zimmerdecke in ihrem schlichten Baumwollpyjama in der resoluten Ordnung ihres Zimmers schlief. Dem Himmel sei Dank, dass sie heute hier war. Und dem Himmel sei Dank für Amy in ihrem ebenso entschlossenen Chaos im Zimmer nebenan und für Tamsin inmitten der Schleifen und Blumen und der Porzellanschuhammlung am anderen Ende des Flurs. Dem Himmel sei Dank, dass sie sich nicht damit hatte durchsetzen können, dass ihre Töchter alle vor dem zwanzigsten Lebensjahr selbstständig leben sollten. Richie hatte Recht gehabt. Er irrte sich in vielen Dingen, aber mit den Mädchen hatte er Recht gehabt.

Chrissie fing wieder an zu weinen. Sie steckte die Hand unter die Decke und rollte sich auf die Seite, wo Richies Kissen sie mit seiner ganzen herrlichen, innigen, quälenden Vertrautheit erwartete.

»Wo ist Mum?«, fragte Tamsin.

Sie stand in der Küchentür und hielt einen pinkfarbenen Baumwollkimono fest um sich geschlungen, als hätte sie Bauchschmerzen. Dilly saß am Tisch und starrte zum Fenster hinaus. Die Tischplatte war mit zusammengeknüllten Papiertüchern übersät. Amy war am anderen Ende der Küche beim Spülbecken, sie stand auf einem Bein, hielt den anderen Fuß mit der Hand fest und schien in den Garten zu blicken. Niemand rührte sich.

»Wo ist Mum?«, fragte Tamsin erneut.

»Keine Ahnung«, sagte Dilly.

Amy meinte, ohne sich umzudrehen: »Hast du in ihrem Zimmer nachgesehen?«

»Tür's zu.«

Amy ließ den Fuß los. »Na dann.«

Tamsin tapste in ihren pinkfarbenen Hausschuhen durch die Küche.

»Ich konnte nicht schlafen.«

»Ich auch nicht.«

Sie nahm den Wasserkocher und schob Amy zur Seite, damit sie am Spülbecken Wasser einfüllen konnte.

»Ich kann nicht glauben, dass das wirklich passiert ist.«

»Ich auch nicht.«

»Ich kann nicht ...«

Kaltes Wasser rauschte in den Behälter, spitzte über und auf Amys Ärmel.

»Blöde Kuh!«

Tamsin reagierte nicht. Sie trug den Kocher zu seinem Sockel.

»Was sollen wir jetzt machen?«, fragte Dilly.

Tamsin knipste den Kocher an.

»Zurück ins Krankenhaus gehen. Die ganzen Formalitäten erledigen.«

»Woher weißt du das?«

»Das haben sie gesagt. Gestern Abend. Sie haben gesagt, es sei schon zu spät und wir sollen am Morgen wiederkommen.«

»Jetzt ist morgen«, sagte Amy, den Blick weiter in den Garten gerichtet.

Dilly drehte sich halb vom Tisch weg. »Weiß Mum, was zu tun ist?«

Tamsin holte einen Becher aus dem Schrank. »Woher sollte sie?«

»Kann ich auch Tee haben?«, sagte Amy.

»Was soll das heißen, woher sollte sie?«

»Woher sollte sie wissen«, sagte Tamsin mit brechender Stimme, »was zu tun ist, wenn ihr Mann gestorben ist?«

Amy schrie: »Sag das nicht!«

Tamsin holte einen zweiten Becher. Dann nach einer Pause einen dritten. Ohne Amy anzusehen, sagte sie: »Es ist nun mal wahr, Babe.«

»Ich will nicht, dass es wahr ist!«

»Das will keiner von uns«, sagte Dilly. Sie sammelte alle zerknüllten Papiertücher ein und presste sie zusammen. Dann stand sie auf, ging durch die Küche und warf sie in den Mülleimer. »Was ist schlimmer? Wenn man es einfach nicht begreifen kann, oder wenn man es endlich begreift?«

»Es ist alles schrecklich«, sagte Amy.

»Wird Mum ...«, sagte Dilly und brach ab.

Tamsin nahm ein paar Teebeutel aus der Büchse, die ihr Vater aus

Newcastle mitgebracht hatte, eine zerbeulte Blechbüchse mit einem primitiven Bild von Earl Grey auf allen vier Seiten. Die Büchse war immer Gegenstand von Familienspötteleien gewesen, weil sie so gemütlich, so abgenutzt, so entschieden unedel aussah. Richie hatte sie geliebt. Er fand, sie erinnere ihn an eine Büchse aus dem Reihenhaushaus in North Shields, in dem er aufgewachsen war. Er sagte, sie sei authentisch, und er wollte sie immer mit Yorkshire-Teebeuteln gefüllt haben. Earl-Grey-Tee – bei allem Respekt für Seine Lordschaft – sei etwas für Gecken und Frauen.

Tamsins Hände zitterten, als sie die Büchse jetzt aufmachte. »Wird Mum was?«

»Na ja«, meinte Dilly. »Das packen.«

Tamsin machte die Büchse zu und stellte sie rasch zurück in den Schrank. »Sie ist sehr praktisch veranlagt. Sie wird es packen.«

»Aber da ist noch was.«

Amy drehte sich am Spülbecken zu ihnen herum.

»Dad wird nicht mehr singen.«

»Nein.«

»Wenn Dad nicht mehr singt ...«

Tamsin goss kochendes Wasser in die Becher.

»Vielleicht kann sie andere Leute managen.«

»Wer kann?«, fragte Chrissie vom Türrahmen her.

Sie trug Richies marineblauen Bademantel und hatte das Haar hinten zu einem straffen Pferdeschwanz gebunden. Dilly stand vom Tisch auf und umarmte sie, Amy lief durch die Küche zu ihnen.

»Wir haben uns nur gerade gefragt«, sagte Tamsin unsicher.

Chrissie murmelte in Dillys Schulter: »Ich mich auch.« Sie sah Amy an. »Hat irgendjemand geschlafen?«

»Nicht wirklich.«

»Sie hat Flöte gespielt«, sagte Dilly grimmig. »Sie hat pausenlos Flöte gespielt. Ich hätte nicht mal schlafen können, wenn ich es gewollt hätte.«

»Ich wollte nicht«, erklärte Tamsin, »weil ich dann wieder hätte aufwachen müssen.«

Chrissie sagte: »Ist das Tee?«

»Ich mache noch einen.«

Chrissie ging zum Tisch, hielt noch immer ihre Töchter im Arm. Es kam ihr in dem Moment so vor, als seien sie ihre einzige Unterstützung und Trost und zugleich eine Bürde mit ihren so heftigen Gefühlen, von der sie weder wusste, wie sie sie tragen, noch, wie sie sie ablegen konnte. Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken, und Tamsin stellte ihr einen Becher Tee hin. Sie blickte auf.

»Danke dir. Toast?«

»Krieg nichts runter«, sagte Dilly.

»Könntest du es nicht versuchen? Wenigstens eine Scheibe? Es würde helfen, ganz bestimmt.«

Dilly schüttelte den Kopf. Amy öffnete die Tür zum Vorratsschrank und kramte eine Weile darin herum. Dann nahm sie eine Schachtel mit Schokoladen-Vollkornkeksen heraus und legte sie auf den Tisch.

»Ich versuche, möglichst keine Schokolade zu essen«, sagte Dilly gereizt.

»Du bist eine Nerven-«

»Scht«, machte Chrissie. Sie fasste nach Dillys Handgelenk.

»Ssch.«

Dilly zog die Hand weg und legte sie über die Augen.

»Dad hat die immer gegessen.«

»Nein, hat er nicht«, sagte Amy. »Er hat immer diese widerlichen Dinger mit dem Schokosahnezeugs drin gegessen, er —«

»Bitte«, sagte Chrissie. Sie nahm den Becher auf. »Worüber habt ihr geredet, als ich reingekommen bin?«

Tamsin stellte die übrigen Becher auf den Tisch. Sie sah ihre Schwestern an, die den Blick gesenkt hatten, und antwortete: »Wir haben über dich geredet.«

Chrissie hob den Kopf. »Und?«

Tamsin setzte sich, zog den Kimono fest um sich, als müsse sie sich gegen einen Sturm schützen.

Dilly nahm die Hand vom Gesicht. Sie sagte: »Es ist nur, wirst du – werden wir – klarkommen? Werden wir es schaffen ...?«

Es folgte eine Pause.

»Ich glaube, dass wir eine ziemlich lange Zeit nicht klarkommen

werden«, sagte Chrissie. »Ich glaube, das können wir nicht erwarten. Es gibt so vieles, an das wir uns gewöhnen müssen, an das wir uns aber nicht gewöhnen wollen. Oder?« Sie hielt inne und schaute reihum. Amy hatte einen Keks in mehrere Teile zerbrochen, die sie nun wie ein Puzzle wieder zusammensetzte. Chrissie redete weiter: »Aber das wisst ihr alles, oder? Ihr wisst das alles genauso gut wie ich. Das habt ihr nicht gemeint, oder? Ihr habt nicht gemeint, wie wir emotional klarkommen, oder?«

»Es kommt einem so schäbig vor, überhaupt an etwas anderes zu denken«, sagte Tamsin.

»Nein«, sagte Chrissie. »Das ist praktisch. Wir müssen praktisch sein. Wir müssen leben. Wir müssen weiterleben. Das würde Daddy wollen. Dafür hat er gearbeitet.«

Amy fing an, still zu weinen, Tränen tropften auf ihren Keks.

Chrissie ergriff wieder Dillys Hand und nahm auch die von Amy. Während sie Tamsin ansah und die beiden anderen festhielt, sagte sie: »Wir schaffen das. Keine Angst. Wir haben das Haus. Und es gibt noch mehr. Und ich werde weiter arbeiten. Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen. Egal, das ist heute nicht unser Problem. Den heutigen Tag müssen wir einfach nur durchstehen, egal wie.«

Tamsin bewegte mit der rechten Hand ihren Teebecher in kleinen Kreisen und presste die linke auf den Bauch. Sie sagte: »Wir sollten die Leute benachrichtigen.«

»Ja«, sagte Chrissie. »Das sollten wir. Wir müssen eine Liste machen.«

Tamsin blickte auf. »Ich ziehe vielleicht bei Robbie ein.«

Dilly stieß einen kleinen Schrei aus.

»Nicht jetzt, Liebling«, sagte Chrissie müde.

»Aber ich –«

»Sei still!«, sagte Amy plötzlich.

Tamsin zuckte mit den Schultern.

»Ich dachte, wenn wir dabei sind, Pläne zu machen und Listen ...«

Amy lehnte sich über den Tisch. Sie zischte: »Wir machen eine Liste von Leuten, die wir benachrichtigen, dass Dad letzte Nacht gestorben ist. Keine Liste von Leuten, mit denen wir zusammenziehen wollen.«

Chrissie stand vom Tisch auf.

»Und das Standesamt«, sagte sie. Sie fing an, einen Stapel Papiere neben dem Telefon zu durchwühlen. »Und das Bestattungsunternehmen. Und wir sollten die Presse benachrichtigen. Ist immer besser, es ihnen zu sagen, bevor sie anfangen, irgendwelche Vermutungen anzustellen.«

Tamsin richtete sich auf. Sie fragte: »Was ist mit Margaret?«

Chrissie hörte auf zu wühlen. »Wer?«

»Margaret«, sagte Tamsin.

Amy und Dilly sahen sie an.

»Tam.«

»Na ja«, sagte Tamsin. »Sie sollte benachrichtigt werden. Sie hat ein Recht, es zu erfahren.«

Amy wandte den Kopf, um durch die Küche zu Chrissie zu sehen. Chrissie hielt ein Notizbuch in der Hand und einen albernem Stift, aus dem oben eine flaumige, knallrosa Marabufeder ragte.

»Mum?«

Chrissie nickte langsam. »Ich weiß.«

»Aber Dad würde das nicht wollen!«, rief Dilly. »Dad hat nie mit ihr gesprochen, oder? Sie hat nicht mehr zu seinem Leben gehört. Er hätte nicht gewollt, dass sie teilhat an – an ...« Sie unterbrach sich. Dann sagte sie wütend: »Es hat nichts mit ihr zu tun.«

Amy stand auf und wanderte wieder durch die Küche. Chrissie beobachtete sie, das dunkle Haar fiel ihr über den Rücken, Richies dunkles Haar, nur in der Mädchenausgabe.

»Amy?«

Amy drehte sich nicht um.

»Ich hätte sie nicht erwähnen sollen«, sagte Tamsin. »Sie hat nichts hiermit zu tun.«

»Ich hasse sie«, stieß Dilly hervor.

Chrissie sagte bemüht: »Das solltest du nicht. Sie ist nun mal früher ein Teil seines Lebens gewesen, und sie hat niemals Ansprüche gestellt oder Ärger gemacht.«

»Aber sie ist da«, entgegnete Dilly.

»Und«, sagte Amy vom anderen Ende der Küche her, »sie war mal seine Frau.«

»War«, sagte Tamsin.

Chrissie hielt Notizbuch und Federstift fest an sich gepresst. Sie sagte: »Ich bin nicht sicher, ob ich sie einfach so anrufen kann.«

»Ich auch nicht«, sagte Dilly.

Tamsin holte ein winziges Handy aus der Kimonotasche und legte es auf den Tisch.

»Man kann ihr schlecht nur eine SMS schicken.«

Chrissie machte plötzlich mit der leeren Hand eine kleine flatterige Bewegung und sagte: »Ich glaube, ich schaffe das nicht, ich kann nicht –« Sie brach ab und legte die Hand auf den Mund.

Tamsin sprang auf. »Mum.«

»Ist schon gut«, sagte Chrissie. »Wirklich, es ist nichts. Es geht mir gut. Aber du hast Recht. Wir sollten es Margaret sagen.«

»Und Scott«, sagte Amy.

Chrissie starrte sie an. »Natürlich. Scott. Ich habe ihn vergessen, ich habe ganz vergessen ...«

Tamsin wandte sich um und legte die Arme um ihre Mutter.

»Verdammt«, flüsterte Chrissie an Tamsin geschmiegt. »Verdammt. Ich kann nicht.«

»Du musst nicht«, sagte Tamsin.

»Doch. Doch. Ich muss Margaret und Scott sagen, dass Dad gestorben ist.«

Niemand sagte etwas. Dilly stand auf, sammelte die Becher vom Tisch ein und räumte sie in den Geschirrspüler. Dann wischte sie die Kekskrümel in ihre Hand und warf sie in den Mülleimer und legte die Schachtel zurück in den Schrank. Sie beobachteten sie alle dabei. Sie waren es gewohnt, Dilly zuzusehen, die in allen äußerlichen Dingen ebenso ordentlich war wie chaotisch in ihren Reaktionen und Antworten. Sie warteten, während Dilly einen Lappen nahm, den Tisch damit abwischte, ihn auswusch und sauber gefaltet über die Mischbatterie beim Spülbecken hängte.

Chrissie sagte abwesend: »Danke, Liebling.«

Dilly rief plötzlich zornig: »Ist doch völlig egal, ob die verdammte Margaret es erfährt!«

Chrissie seufzte. Sie rückte ein wenig von Tamsin ab. »Es ist wichtig.«

»Dad würde es nicht wollen!«

»Doch, das würde er.«

»Na, dann mach's doch!«, schrie Dilly.

Chrissie fuhr leicht zusammen. »Ich würde alles geben ...«

»Ich bleibe neben dir stehen, während du anrufst«, sagte Tamsin.

Chrissie schenkte ihr ein kleines Lächeln. »Danke dir.«

»Mum?«

Chrissie drehte sich um. Amy lehnte an dem Schrank, in dem die Kekse aufbewahrt wurden. Sie hatte die Arme verschränkt.

»Ja, Liebling.«

»Ich mache es.«

»Was ...«

»Ich rufe sie an«, sagte Amy. »Ich rufe Margaret an.«

Chrissie streckte die Arme aus. »Du bist so lieb. Du bist ein Engel.

Aber das musst du nicht, du kennst sie doch gar nicht.«

Amy zuckte mit den Schultern. »Macht es einfacher, oder?«

»Aber ...«

»Also, ich hab kein Problem damit, sie anzurufen«, sagte Amy. »Ich wähle einfach ihre Nummer, sag ihr, wer ich bin und was passiert ist, und dann sag ich Auf Wiedersehen.«

»Und wenn sie zur Beerdigung kommen will?«, meinte Dilly. »Was ist, wenn sie kommen will und behauptet, er war —«

»Sei still«, sagte Tamsin.

Sie sah zu ihrer Mutter.

»Lass Amy anrufen«, sagte Tamsin.

»Wirklich?«

»Ja«, sagte Tamsin. »Lass es sie so machen, wie sie gesagt hat, dann ist es in zwei Minuten erledigt.«

»Und dann?«

»Es wird kein ›und dann‹ geben.«

Amy löste sich langsam vom Schrank und straffte die Schultern. Sie sah aus wie damals, als sie tauchen lernte, erinnerte sich Chrissie, als sie am Ende des Sprungbretts stand, voll nervöser, ängstlicher Anspannung. Sie sah zu ihrer Mutter und versuchte sogar ein Lächeln.

»Pass nur auf«, sagte Amy.

Kapitel 2

Nach mehr als sechs Jahrzehnten, die sie nun am Meer lebte, wusste Margaret jeden Morgen, wie das Wetter sein würde, noch bevor sie die Vorhänge zur Seite gezogen hatte. Manchmal hörte man das gedämpfte Brausen, das von Wind und Regen kündete; manchmal tanzten diese kleinen paillettenartigen Lichtflecken an der Decke, die helle Luft und glitzerndes Wasser reflektierten, und manchmal herrschte eine gedrückte Stille, die Nebel bedeutete.

Heute war Nebel. Wenn sie hinausblickte, würde sie sehen, dass sich der Dunst von der See über die flachen Klippen gewälzt hatte und bereits die breite ovale Rasenfläche vor dem Halbrund der Häuser in Percy Gardens einnahm und nun sanft gegen die Gebäude drängte. Es würden sich Nebelfetzen in dem verzierten Gitter des schmalen Balkons vor ihrem Schlafzimmerfenster verfangen haben und im krummen Kirschbaum im Vorgarten. Feine Salzbeläge würden die Fensterscheiben und die geparkten Autos und die Messingbeschläge an der Eingangstür blind machen. Und diese unheimliche Ruhe würde alle Geräusche dämpfen, den üblichen Morgenlärm aus zuschlagenden Haustüren und startenden Automotoren und der Frau zwei Häuser weiter, die ihre bellenden Hunde anschrie.

Margaret setzte sich langsam im Bett auf und tastete mit den Füßen nach ihren Hausschuhen. Es waren solide Hausschuhe aus Schaffell, ebenso unverwüstlich wie ihr wattierter Morgenmantel aus Baumwolle mit dem Rosenmuster und den passenden Stoffknöpfen, und obwohl sie beim flüchtigen Blick auf ihre Gestalt im Schlafzimmerspiegel das Gesicht verzog, wusste sie, dass sie ganz ordentlich aussah. Ganz ordentlich für eine sechsendsechzigjährige und noch immer berufstätige Frau, die in einem Haus in Percy Gardens, Tynemouth, mit zweiflügeliger Eingangstür und einem Kater sowie einem reichen Bestand an federartigen Ziergräsern draußen vor dem Wohnzimmerfenster lebte.

Sie zog die Vorhänge auf und schaute prüfend in den Nebel. Er war ungleichmäßig und zerrissen, was darauf hindeutete, dass ein auffrischender Wind oder die sich durchsetzende Sonne ihn schnell auflösen würden. Eine riesige Möwe stand direkt unter ihr auf dem

Dach ihres Wagens, ohne Zweifel mit der Absicht, sich ausgiebig über der Windschutzscheibe zu erleichtern. Anscheinend eine Vorliebe von Möwen. Margaret klopfte gegen die Scheibe. Die Möwe bewegte den Kopf gerade so weit, um ihr anzudeuten, dass sie sie gesehen hatte, aber ignorieren würde. Dann stakste sie auf dem Dach entlang und drehte ihr den Rücken zu.

Margaret ging die Treppe hinunter zur Küche. Auf dem Tisch saß ein großer Kater mit der gleichen überheblichen Gleichgültigkeit wie die Möwe. Scott hatte ihn vor etwa acht Jahren als winziges, dürres Kätzchen nachhause gebracht, nachdem er ihn vor ein paar Kindern, die ihn quälten, gerettet hatte, und das kleine Kätzchen war unaufhaltsam zu einem prächtigen gestreiften Kater mit unproportional kleinen Ohren und einem Schwanz so dick wie ein Kissen herangewachsen.

»Ich mag Katzen nicht besonders«, hatte Margaret zu Scott gesagt.

»Ich auch nicht«, antwortete er.

Sie betrachteten das Kätzchen. Es wandte den Kopf ab und begann sich zu putzen. Margaret sagte: »Und ich mag auch keine Überraschungen.«

»Mum«, sagte Scott. »Das wird schon bald keine Überraschung mehr sein. Du wirst dich daran gewöhnen.«

Das tat sie. Genauso wie an etliche andere Dinge gewöhnte sie sich auch an das Kätzchen. Und eines Tages erappte sie sich dabei, wie sie ihm erklärte, dass ein wesentlicher Teil des Lebens darin bestand, sich an Dinge zu gewöhnen, die weniger aus den eigenen als aus den Entscheidungen anderer Menschen resultierten. Im ersten Jahr wurde das Kätzchen einfach das Kätzchen genannt. Als sich dann allmählich seine massige, kräftige Gestalt abzuzeichnen begann, taufte Scott ihn auf den Namen Dawson, nach dem Komiker.

Dawson streckte eine riesige Tatze aus, als Margaret auf dem Weg zum Wasserkocher an ihm vorbeiging, und hakte die Krallen gezielt in ihren Morgenmantel.

»Einen Moment noch«, sagte Margaret.

Vor dem Küchenfenster hatte sich der Nebel gelichtet und über die Dächer verzogen und verschleierte nur noch dünn die Luft.

Der kleine gepflasterte Hof – ihre Nachbarn bezeichneten ihn lieber als Patio –, der angeblich ein Garten sein sollte, hatte vor dem hiesigen Wetter schlicht kapituliert. Alles hing feucht und schlapp herunter, und schwärzliche Blätter klebten an den Oberflächen wie platte Schnecken. Margarets Nachbarin zur Linken war von ihren Urlauben in Spanien angesteckt worden und hatte ihren Patio weiß gestrichen und Mosaikbilder aus farbigen Glas- und Spiegelscherben eingesetzt und schmiedeeiserne Körbe an die Wände gehängt, aus denen üppige Wogen aus rosa- und orangefarbener Bougainvillea wallen sollten. Aber das Ausland heim nach Tynemouth zu bringen war nicht Margarets Sache. Ausland war Ausland, und der englische Norden war der englische Norden. Was nicht an der Nordseeküste wachsen wollte, sollte nicht dazu gezwungen werden.

Sie machte sich eine Kanne Tee und schüttete in eine Plastikschale eine Handvoll Katzen-Trockenfutter aus einer Schachtel, die von ihrem Inhalt behauptete, für ältere Katzen mit Gewichtsproblemen entwickelt worden zu sein. Sie stellte die Schale auf den Boden. Dawson plumpste vom Tisch, inspizierte mit Verachtung sein Frühstück und setzte sich daneben, ohne Margaret anzusehen.

»Du wirst nichts anderes kriegen«, sagte Margaret. Sie schenkte sich Tee ein. »Du kannst den ganzen Tag da sitzen.« Sie schüttete Milch dazu. »Es würde dir sowieso nicht schaden, mal eine Weile zu fasten.«

Dawsons dicker Schwanz zuckte fast unmerklich. Margaret nahm ihren Tee, um nach oben zu gehen.

»Ich werde dich eine Weile darüber nachdenken lassen.«

Dawson betrachtete die Wand vor sich. Margaret ging an ihm vorbei, brachte sich in einem kleinen Schlenker außer Reichweite seiner Krallen und ging die Treppe hinauf, die erst kürzlich mit einem neuen Teppich aus fest gewebter Wolle in Graugrün ausgelegt worden war. Scott hatte Sisal oder Seegrass vorgeschlagen. Margaret hatte erwidert, sie sei doch kein Junggeselle (sie hatte das Wort so betont, dass es ihre Meinung über Scotts fortdauerndes Single-Dasein im Alter von siebenunddreißig Jahren unterstrich) und wohne nicht in einem Loft in Newcastle. Für Percy Gardens sei ein strapazierfähiges Wollgewebe in einer neutralen Farbe angebracht. Sie war sehr zufrieden mit dem Ergebnis, zufrieden

mit dem angenehmen Tritt, für den eine dicke Schaumstoffunterlage sorgte. Ein neuer Teppich, dachte sie, hatte denselben Effekt auf ein Haus wie ein in Streifen gemähter Rasen auf den Garten.

Bei der Auswahl ihrer täglichen Garderobe zeigte Margaret nie auch nur die geringste Unentschlossenheit. Viele der Angewohnheiten, die sie zunächst nur angenommen hatte, um den Schock und den Kummer zu bewältigen, nachdem sie verlassen worden war, hatte sie in den folgenden dreiundzwanzig Jahren einfach beibehalten. Als Richie gegangen war, machte sie für andere Leute das weiter, was sie bis dahin – und zwar sehr erfolgreich – für ihn gemacht hatte, musste sich also jeden Tag mit professioneller Sorgfalt anziehen. Außerdem war es in der ersten Zeit unerlässlich gewesen, ein hohes Maß an Energie und Disziplin und Tapferkeit zu demonstrieren, um aller Welt zu zeigen, dass zwar ihr Herz gebrochen sein mochte, nicht aber ihr Lebensgeist. Eine oder zwei Wochen nach der Trennung hatte sie damit begonnen, jeden Abend zu entscheiden, was sie am nächsten Tag anziehen würde. Sie holte die Sachen aus dem Schrank, untersuchte sie nach Flecken oder Fusseln und hängte sie für den nächsten Morgen raus. Manchmal war sie am Morgen mit der vorabendlichen Wahl überhaupt nicht mehr einverstanden, aber sie tauschte niemals etwas aus. Falls sie jemals damit anfang, so befürchtete sie in den verborgenen abergläubischen Winkeln ihres Verstandes, würde sie nicht mehr damit aufhören können, bis ihr Schlafzimmer ein einziges Chaos aus herumliegenden Kleidungsstücken wäre, und sie mitten darin, ein heulendes Elend mit zerrauften Haaren.

Heute waren ihre Sachen blau. Graublau. Und dazu die Perlen, die Richie ihr zu Scotts Geburt geschenkt hatte und die sie beinahe jeden Tag trug. Und die Perlenohrringe, die sie von Scott zum fünfzigsten Geburtstag bekommen hatte. Er war damals erst zwanzig gewesen. Er musste auf vieles verzichtet haben, um ihr die Perlenohrringe zu kaufen, und selbst jetzt noch hatte sie bei den Ohrringen ein unbehagliches Gefühl, wenn sie daran dachte, wie liebevoll und unbeholfen seine Wiedergutmachungsversuche für die Abwesenheit seines Vaters waren. Also trug sie sie jeden Tag, auch wenn sie die Halskette nicht anhatte, ebenso wie die Cartier-Uhr, mit der sie sich zu ihrem Sechzigsten belohnt hatte. In den Handaufzug war ein runder Saphir eingearbeitet.

Dieser Saphir war für sie aus irgendeinem Grund ein Quell großer Zufriedenheit.

Auch das Frühstück blieb unberührt von täglichen Launen. Porridge im Winter, Müsli mit einem geraspelten Apfel im Sommer, Tee und ein Sortiment Vitamintabletten, abgezählt in einem Eierbecher in Form eines Porzellanhäschens, das einen kleinen Korb hielt und das Scott als Kind mal zu Ostern bekommen hatte. Die Ohren des Hasen waren abgebrochen, und der Korb war von Rissen durchzogen, aber Margaret empfand ihn als ebenso wohltuend vertraut wie den Wäschekorb im ihrem Badezimmer, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte, und den Klapp Tisch, den sie und Richie nach seinem ersten erfolgreichen Auftritt gekauft hatten, ihr erstes Erwachsenenmöbel, ein erster Vorbote des eigenen Hauses, das sie einmal besitzen würden, anstatt sich weiter im Haus anderer Leute eine Wohnung mieten zu müssen.

Wenn Scott am Wochenende nach Tynemouth kam – nicht oft, aber immerhin gelegentlich –, brachte er Blätterteiggebäck und kolumbianischen Kaffee und Cranberrysaft aus Newcastle mit. Dawson, der ein gutes Croissant zu schätzen wusste, wurde immer ganz munter bei diesen Frühstücken und strich vernehmlich schnurrend um Scotts Beine herum. Heute hatte er sein Frühstück ignoriert und lag jetzt ausgestreckt auf seinem Lieblingsplatz, der Rückenlehne des Sofas vorm Erkerfenster im Wohnzimmer, wo er jeden östlichen Sonnenstrahl, der vielleicht durch die Wolken brach, abbekommen und jedes Ereignis, das sich vielleicht vor dem Fenster zutrug, mitbekommen würde. Er würde sich an nichts beteiligen, das irgendeiner Anstrengung bedurfte, aber dennoch wusste er gern, was draußen vor sich ging.

Als sie mit dem Frühstück fertig war, räumte Margaret ihre Müsli Schüssel in die Spülmaschine, stellte das Häschen zurück aufs Regal neben die Schachteln mit den Vitamintabletten, schaltete den Anrufbeantworter an und prüfte, ob ihre Hand- und Aktentasche alles enthielten, was sie für den Tag brauchte. In der Diele warf sie einen kurzen Blick in den Lippenstiftspiegel, wie Scott ihn nannte. Er zeigte, was er immer zeigte.

Die Möwe hatte sich wie befürchtet gründlich über der Heckscheibe

von Margarets Auto entleert. Wenn sie nur ins Büro musste, ging sie zu Fuß über die East Street, hinter King Edwards Bay entlang zur Front Street, aber wenn sie, wie heute, einen Termin in Newcastle hatte, dann nahm sie den Wagen. Sie legte ihre Aktentasche auf den Rücksitz und setzte sich hinters Steuer. Das Souvenir der Möwe würde warten müssen.

Ihr Büro – die Margaret Rossiter Entertainment Agentur – lag neben einem der vielen Cafés von Tynemouth und über einem Friseurladen. Eine schmale Eingangstür an der Straße – auf Scotts Beharren hin in einem matten Dunkelgrau gestrichen und mit Türbeschlägen aus gebürstetem Aluminium statt aus Messing, was Margaret lieber gewesen wäre – führte in einen ebenso schmalen, weiß gestrichenen Hausflur mit einer Reihe gerahmter Fotografien von einigen Klienten Margarets und einer Treppe im hinteren Teil. Auf dem Treppenabsatz war eine weitere Tür, hinter der sich die Agentur befand, mit der Margaret in den vergangenen zwei Jahrzehnten ihren Lebensunterhalt verdient hatte. Außerdem finanzierte sie damit Scotts letzte Schul- und Ausbildungsjahre und einen Teilzeitjob für Glenda, die sich um die Korrespondenz, die Rechnungen und die Buchhaltung kümmerte und deren Mann nach einem Unfall auf der Swann-Hunter-Werft seit seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahr behindert war.

Diese Behinderung hatte damals für Margaret den Ausschlag gegeben, Glenda einzustellen, weil auch ihr eigener Vater behindert und Margarets Kindheit dadurch immer belastet gewesen war. Er war Chefindgenieur auf der Ben Torc gewesen, einem Trawler, der Richard Irvine and Sons gehört hatte. Sie besaßen seinerzeit an die zweihundert Trawler und Treibnetz-Fischdampfer, und Margaret konnte sich noch daran erinnern, wie sie dicht an dicht, wie Sardinen in der Büchse, am Fish Quay von North Shields gelegen hatten. Und dann verlor ihr Vater – von seinen Kameraden wegen seiner dunklen Haut Darky genannt – einen Arm bei einem Maschinenunfall, über den Margaret nie Näheres erfuhr, und wurde in die Shields Ice and Cold Storage Company versetzt, wo er Heringe in Dosen füllte und gleichzeitig damit begann, eine örtliche Schnapsbude namens The Cabbage Patch zu frequentieren. Die Streits zuhause waren furchtbar. Es gab in ihrem

Haus kaum Platz zum Leben, geschweige denn zum Schreien. Margaret und ihre Schwester flohen nach draußen oder nach oben, wenn die Auseinandersetzungen begannen. Sie sprachen nie darüber, aber zwischen ihnen herrschte ein stummes Einverständnis, dass diese Streits unerträglich waren und dass ihre Mutter durchaus in der Lage war, auf sich selbst aufzupassen, zumal ihr Widersacher nur einen Arm hatte und recht unsicher auf den Beinen war. Als Mädchen und junge Frau hatte ihre Mutter ebenfalls in einer Fischfabrik gearbeitet, und ihre beiden Töchter waren fest entschlossen gewesen, nicht in ihre Fußstapfen zu treten. Die Entschlossenheit von Margarets Schwester war so groß, dass sie mit sechzehn Jahren nach Kanada ging und nie mehr zurückkam und Margaret und ihre Mutter mit dem Leben in North Shields und dem zunehmenden Verfall von Darky Ramsey und seinem Durst auf das, was er provokant »süffige Freude« nannte, zurückließ.

Glendas Mann trank nicht. Er war ein stiller, umsichtiger Mann im Rollstuhl, der seine Tage damit zubrachte, Dinge zu reparieren und einzuordnen und das magere Budget der Haushaltskasse mit einem Taschenrechner durchzukalkulieren. Er bewältigte seine Behinderung durch die exzessive Kontrolle von Details, und Margaret bezahlte Glenda unter Missachtung aller Vorschriften einen Teil ihres Gehalts in bar aus, so dass nicht jeder Penny nachhause wanderte und dort von Barrys grimmigem Mikro-Management erfasst und zugeteilt wurde. Wenn Margaret nicht wäre, sagte Glenda, würde sie nie zum Friseur gehen oder sich neue Unterwäsche oder Geschenke für die Enkelkinder kaufen können. Glenda war noch vor ihrem vierzigsten Geburtstag Großmutter geworden.

Sie saß schon vor Margaret an ihrem Schreibtisch. Das war Margaret nicht recht, aber sie verstand, dass dies ein Ausdruck von Glendas Ergebenheit an ihre Chefin und an die Arbeit war. Margaret konnte sehen, dass Glenda an den Abrechnungen vom Monatsende arbeitete, die sie ihr dann würde erläutern wollen, obwohl sie alles so übersichtlich angelegt hatte, dass es auch ohne ein Wort vollkommen verständlich war.

»Sie sehen gut aus«, sagte Glenda.

Sie sagte das fast jeden Morgen, und wahrscheinlich meinte sie es

sogar ehrlich, vermutete Margaret. Ein Ritual, das sie einfach über sich ergehen lassen musste, kein Grund, sich aufzuregen.

»Danke, meine Liebe«, sagte Margaret.

Sie stellte ihre Handtasche auf den Boden und den Aktenkoffer auf ihren Schreibtisch. Die Fenster waren mit Jalousien verhängt, und Margaret ging hinter Glenda durch den Raum, um die Lamellen zu öffnen und mehr von dem ohnehin nur trüben Morgenlicht einzulassen.

»Ich dachte, der Bus würde Verspätung haben«, sagte Glenda.

»Wegen des Nebels. Hatte er aber nicht. Er ist sogar fast zu früh gekommen. Sie hätten mich sehen sollen, wie ich die North King Street entlanggerannt bin. Kein Wunder, dass ich jetzt so schrecklich aussehe.«

Sie machte eine Pause und wartete auf beruhigenden Widerspruch. Margaret, durch Dawson in der Kunst geübt, dem Offensichtlichen auszuweichen, sagte, als hätte Glenda kein Wort verloren: »Glenda, meine Liebe, hat Bernie Harrison angerufen?«

»Noch nicht«, antwortete Glenda. Sie strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. »Sehe ich sehr schlimm aus?«

Margaret warf ihr einen Blick zu. »Nein, meine Liebe. Sie sehen genauso aus wie immer.«

In ihrer Handtasche fing das Handy an zu klingeln. Als sie rangehen wollte, schrillte im selben Moment das Telefon auf Glendas Schreibtisch los.

»Margaret Rossiter«, sagte sie ins Handy.

»Margaret Rossiter Agentur«, sagte Glenda gleichzeitig ins Festnetztelefon.

»Ja, meine Liebe«, sagte Margaret zu Bernie Harrisons Sekretärin.

»Nein, meine Liebe. Nein, ich kann das heutige Treffen beim besten Willen nicht verschieben. Wir müssen uns heute entscheiden, weil —«

»Wie bitte?«, sagte Glenda.

»Es kommt nicht oft vor, dass einem das Sage-Center als Veranstaltungsort angeboten wird«, erklärte Margaret. »Und verzeihen Sie, meine Liebe, aber das sollte ich auch nicht mit Ihnen diskutieren, sondern mit Mr Harrison. Könnten Sie mich mit ihm verbinden?«

»Mrs Rossiter spricht auf der anderen Leitung«, sagte Glenda.